



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Anders, Fritz (Allihn, Max): Doktor Duttmüller und sein Freund : eine
Geschichte aus der Gegenwart : fünftes Kapitel : der neue Doktor

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Kapitel 18, protestiert er entschieden gegen solche Stellen im Homer, die Unheil auf den Beschluß und die Thätigkeit von Göttern zurückführen, und beweist, daß, da Gott vollkommen gut sei, nichts Schädliches von ihm herrühren oder ausgehn könne, daß demnach, da die Übel in der Welt überwiegen, Gott keineswegs der Urheber von allem sei, sondern nur vom kleinern Teile dessen, was geschieht, und daß man die Ursachen des übrigen anderswo zu suchen habe. Wenn Gott auch die Gerechten manchmal mit Leiden heimsuche, so geschehe es zu ihrer Besserung, sei also kein Übel.

(Schluß folgt)



Doktor Duttmüller und sein Freund

Eine Geschichte aus der Gegenwart von Fritz Anders (Max Allihn)

fünftes Kapitel

Der neue Doktor



Das Gefühl der Befriedigung darüber, daß man etwas geworden ist, ist offenbar ein berechtigtes Gefühl; bei Louis Duttmüller war es doppelt berechtigt, weil es ihm im Leben schwerer gemacht worden war, etwas zu werden, als manchem andern. Was war seine Jugend gewesen? Plage. Nichts von dem, was einen jungen Menschen freut, immer nur Bücher, immer nur sitzen, studieren, schreiben, immer nur der mütterliche Antrieb: Louis, lerne, lerne, daß du was werden kannst. Und Louis lernte, erst gezwungen, dann aus Gewohnheit und dann aus dem Ehrgeize, den andern, denen er es außer der Schule nicht gleich thun konnte, wenigstens in der Schule über zu sein. Das Gefühl der Dürftigkeit und des Sparenmüßens wurde er nie los. Er sah es täglich schon seinen Rockärmeln und Hosenbeinen an, die immer zu kurz waren, weil die neuen guten Kleider so lange aus Sparsamkeit geschont wurden, bis sie verwachsen waren. Niemals hatte er einen überflüssigen Groschen Geld in der Tasche, und wenn er sich einmal ein paar Groschen auszugeben aufschwang, geschah es nicht mit der frohen Sorglosigkeit der Jugend, sondern zögernd und ohne Genuß davon zu haben. Und mit Neid sah er auf die Söhne wohlhabender Eltern unter seinen Kommilitonen, wie sie sich betruhen, wie sie ihr Glas Bier tranken und ihre Zigarre rauchten und mit unschuldigen kleinen Liebschaften renommierten. Das konnte er ihnen nicht nachmachen, jetzt noch nicht, aber später, wenn er etwas geworden war!

Auf der Universität hatte sich die Lage nicht sehr geändert. Immer hatte er gedrückt und vereinsamt hinter der Kolonne herziehen müssen. Einen Freund hatte er in den schönen Studentenjahren nicht gewonnen. Er hatte nicht einmal Bier trinken lernen. Einmal hatte er Mut gefaßt, er hatte sich zu einigen Gastbesuchen bei einer nobeln Verbindung überreden lassen, er hatte sich selbst möglichst nobel benommen, aber man hatte ihn fallen lassen, weil man einen solchen „Schuster“ nicht brauchen konnte. Das hatte man ihm zwar nicht ins Gesicht gesagt, er hatte es aber hinterher doch erfahren, und das war bitter gewesen. Seitdem war er auf den Verkehr mit seinesgleichen, auf den Besuch eines Bierkonzerts, wo er nobel seine Tasse Kaffee trank, seine Zigarre rauchte und sich nobel langweilte, auf ein paar

Scherzworte mit Biermansellen beschränkt gewesen. Immer hatte er das Bewußtsein, sozusagen mit dem Kopf unterm Eise zu stecken und nicht hochkommen zu können. Was blieb ihm übrig, als zu studieren und auf die Zeit zu warten, wo das Eis brechen würde? Er schwänzte nie, er war unermüdet, er wußte alles, er machte die besten Examina, er wurde Assistent bei Geheimrat Forstmann. Aber da hing wieder die Kette am Fuße, die Mittel reichten nicht aus, daß er nach dem Staatsexamen die praktischen Studien hätte fortsetzen können, und Geheimrat Forstmann ließ ihn, nachdem er ihn im Anfang bevorzugt hatte, plötzlich fallen. Warum? Duttmüller vermochte es nicht zu erraten und war der Meinung, er werde zurückgesetzt, weil er nicht der Sohn eines Professors oder eines reichen Mannes sei.

Nun war endlich das Ziel erreicht, zwar nicht das, das er sich erträumt hatte, aber doch ein Ziel. Die blankle Tafel unten an der Thür verkündete der Welt, daß hier Doktor Louis Duttmüller, praktischer Arzt und Geburtshelfer, wohne. Er hatte seine eigne Stube, seine eignen Möbel, die freilich mehr nach dem Geschmack seiner Frau Mutter als nach seinem eignen ausgefallen und noch nicht einmal bezahlt waren, sein eignes Schlafzimmer und sein Wartezimmer, wo ein Haufen alter Nummern der Fliegenden Blätter lag. Dort seine Bücher, wohlgeordnet im Glasschranke, von allem das neueste und beste, dort seine medizinischen Zeitschriften, die das allerneueste und allerbeste, in jeder Nummer mindestens zwei neue Spezifika mit unfehlbarer Wirkung enthielten. Auf dem Tisch auch schon an ihn gerichtete Ankündigungen und Anpreisungen von Apotheken und Heilmittelfabriken. Dort Proben von Hämatomorphin und Mignol, einer Abänderung des Migränin, die zur Prüfung eingesandt waren, die nach dem Begleitbericht alles je Dagewesene übertreffen sollten, und die auch bei nächster sich darbietender Gelegenheit angewandt werden mußten. Dort der Instrumentenkasten, der alles, vom Zahnschlüssel bis zur Knochenäge enthielt, was der leidenden Menschheit Freude machen kann. Und überall ein höchst notwendiger und höchst erfreulicher Geruch nach Jodoform. Wollen wir es dem jungen Arzte verdanken, daß ihn ein Gefühl von Selbstbewußtsein erfüllte, daß er durch würdevolle Haltung, durch ernste Miene, durch Kleidung und Bügelfalte, durch Anwendung der Bartbinde, durch die Farbe der Handschuhe andeutete: Hier ist einer, der etwas geworden ist?

Es ist nichts geringes, die Schlüssel über Leben und Tod in den Händen zu tragen, ein Priester zu sein in dem Tempel des edelsten Gutes der Menschen, der Gesundheit, es ist nichts geringes, inmitten eines nichtwissenden Volkes ausgerüstet zu sein mit allen Mitteln modernster Wissenschaft, die Hygiene und Therapie, Prophylaxis und Physiologie gelernt zu haben und zu beherrschen, als ein Heiland an das Krankenbett zu treten und da, wo die Religion wohlfeilen Trost spendet, Wunder der Wissenschaft zu thun und wirkliche Hilfe zu bringen. Louis Duttmüller war etwas geworden. Jetzt begann seine Erntezeit, jetzt nahmen die Leute den Hut vor ihm ab, jetzt kamen sie zu ihm, und jetzt durfte er Rechnungen schreiben.

Wenn Louis Duttmüller ein dankbares Gemüt hatte, und er war nicht undankbar, so mußte sich dieses Gemüt seinem alten Freunde Wanderer und seinem väterlichen Freunde dem Braumeister zuwenden, die ihm den Weg nach Holzweißig gezeigt und geebnet hatten. Er konnte sich gratulieren, nicht Nein gesagt zu haben. Er war mitten hinein in eine gesegnete, das heißt einträglichke Thätigkeit gekommen. Sein Notizbuch wies eine ansehnliche Reihe von Konsultationen auf, die sich ihrerzeit in Bargeld verwandeln mußten. Er brauchte nicht, wie seine Kollegen in der Stadt, jahrelang auf ein paar Patienten zu lauern, er war ein fertiger Mann. Sein Wartezimmer war kein trügerischer Schein, und seine Nachtglocke auch nicht. Nicht allein, daß er seinen halbtot gefallenen Salzmüller hatte, den er mit sicherer Aussicht auf Erfolg heilte, auch die gnädige Frau vom Fronhof hatte ihn schon am nächsten Tage wieder kommen lassen, hatte die Unterredung über Nervenheilmittel fortgesetzt, hatte sich ihre Diät, das Erfordernis an Albuminaten, Fetten und Pro-

teinen genau nach Gewichtsteilen feststellen und sich zum Frühstück alles verordnen lassen, auf was sie Appetit hatte. Auch die Brandeisen hatte eine Belehrung über gewisse schwierige und seltne Fälle von Muskelentzündungen erhalten und war mit einer großen Kulle Medizin und einer großen Büchse voll Salbe getröstet worden. Hierzu kamen Fälle von Scharlach und Diphtherie, Lungenentzündungen und Typhoiden in merkwürdigen Komplikationen. Doktor Duttmüller hatte offenbar Glück. Fälle, die in der Klinik zu den Seltenheiten gehörten, liefen ihm hier von selbst unter die Hand. Und er hatte auch eine glückliche Hand, denn er hatte auch die schwierigsten Fälle in überraschend kurzer Zeit geheilt oder wenigstens zur Besserung gebracht. So wenigstens redete er es sich und seinen Patienten vor.

Doktor Duttmüller, das müssen wir ihm lassen, gab sich die größte Mühe. Er war ganz anders als der alte Blume, der sich immer erst rufen ließ, ehe er kam, dann ein paarmal Hum! sagte und dann urteilte, es sei nichts zu machen, oder man müsse es abwarten, oder höchstens ein Hausmittel verordnete. Als ob man dazu einen Arzt kommen lasse. Das könne man allein. Doktor Duttmüller hielt es für seine Pflicht, dem Patienten eine ausführliche Erläuterung seines Krankheitsfalles zu geben und darzulegen, warum man dies oder das Mittel nehme, und was dieses Mittel bewirken solle, oder daß jenes das neueste und wirksamste sei. Er kam auch unermüdet wieder, so lange es sich irgend verlohnte, und hatte jedesmal etwas neues anzurorden und zu verschreiben. Das hatten die Leute gern. Sie fühlten es ordentlich, wie die Medizin hier oder da anschlug, oder wie sie die Natur angriff und den Krankheitsstoff austrieb. Sie lobten den neuen Doktor sehr, ja über die Grenzen von Holzweißig hinaus in die benachbarten Dörfer drang sein Ruhm. Es währte auch nicht lange, so kamen auch von auswärts Boten, die seine Hilfe forderten. Diese Hilfe abzulehnen oder die Leute an den Doktor Blume zu verweisen, den sie doch nicht mochten, hätte er für sittlich verwerflich gehalten. Und so fuhr er denn auch auf die benachbarten Dörfer.

Leider nicht im eignen Wagen, sondern in Happichs alter Pastorenkutsche mit Happichs altem Franz, einem Kavalleriepferde von würdigem Alter davor und einem halbwüchsigem Jungen als zweifelhaften Kutscher auf dem Bocke. Es ist einmal in der Welt so, es ist nichts vollkommen. Auch der schöne Holzweißiger Anfang war es nicht, es fehlte an einem Doktorwagen, der doch, wenn die Sache einigermaßen korrekt sein soll, vor der Thür stehen muß, wenn der Doktor im Hause ist, ein stummer und zugleich beredter Zeuge der waltenden Wissenschaft. Es war vor der Hand auch keine Aussicht vorhanden, zu einem eignen Wagen zu kommen.

Der Doktor empfand diesen Mangel niemals bitterer als in dem Augenblick, wo er sich anschickte, seinem Kollegen und Konkurrenten, dem Doktor Blume in Roderzdorf, seinen nachbarlichen Besuch zu machen. Er hielt es, nachdem er schon seit Monaten in Holzweißig wohnte, für anständig, diesen Besuch nicht länger aufzuschieben, besonders da Herr Bernhard Scholz, der in dem Kreise der Gäste im Blauen Hechte zu Braunsfels für den Mann der guten Form gehalten wurde, unmaßgeblicher Weise dazu riet. Jetzt wäre es nun schön gewesen, statt der Pastorenkutsche, des alten Franz und eines Kutschers, den man nicht für voll rechnen konnte, in eignem Wagen mit eignem Kutscher und Pferde vorzufahren.

Nachdem sich Duttmüller sorgfältig gekleidet hatte — er war im Zweifel gewesen, ob zu dieser Gelegenheit die Beinkleider aufzustreifen waren oder nicht —, nachdem er seinen Cylinder aufgesetzt und Happichs Dorchen noch einige Weisungen gegeben hatte, was zu geschehn habe, wenn in seiner Abwesenheit Arm- oder Beinbrüche vorkommen sollten, bestieg er seinen Wagen, lehnte sich vornehm zurück und knöpfte seine brandroten Handschuhe zu. Hüo! sagte der halbwüchsigte Kutscher und hieb auf den alten Franz ein, der auch endlich zu dem Entschlusse kam, sich zu bewegen. Die Gäste in Happichs Gasthose waren ans Fenster getreten und sahen zu.

Wer ist denn das? fragte der Aklumer Fleischer.

Das ist unser neuer Doktor, erwiderte Happich, ein sehr kluger Mann, wie

ich mit gutem Gewissen bezeugen kann; fein, nobel und überhaupt ein Schentelmensch durch und durch.

Die Gäste sahen dem Wagen nach, der eine, indem er den Kopf nach rechts, und der andre, indem er ihn nach links legte. Sie traten auf Grund ihrer persönlichen Wahrnehmung der ihres Wirtes unbedenklich bei.

Inzwischen fuhr Duttmüller zum Dorfe hinaus, am Fronhose vorüber, über die Afse und durch Afseborn nach Rodersdorf.

Doktor Blumes Haus war eine echte ländliche Idylle. Es war ganz grün überwachsen und lag ganz im Grünen, nämlich in einem grünen Garten mit grünen Bäumen und grünem Rasen und einem grünen Staket. An dem Giebel des Hauses, dem Garten zugekehrt, war eine Veranda, davor ein Rasenplatz, und auf diesem ein Ständer mit einer Glaskugel und Pfähle für die Wäscheleinen. Den übrigen Raum nahmen Obstbäume und Johannisbeerbüsche ein. Als der alte Franz begriffen hatte, daß er vor der Gartenthür Halt machen sollte, und mit einem Rucke zum Stehn gekommen war, erklang auf dem nächsten Apfelbaume ein Indianergeheul. Ein Knabe, der oben gefessen hatte, ließ sich mit halzbrechender Geschwindigkeit herab, lief quer über den Rasen und brüllte: Großpapa, da kommt schon wieder einer, in einem ganz schlechten Wagen. Und solche rote Hände hat er, und so einen hohen Hut.

Großpapa war von dieser Nachricht nicht gerade angenehm berührt, weil er gerade Johannisbeerwein machte. Und Frau Doktor Blume schlug vor Schrecken die Hände zusammen, weil ihr Gustav den Rock ausgezogen, eine Küchenschürze umgethan und die Hände voll Johannisbeersaft hatte, weil sie selbst eine keineswegs empfangsmäßige Kleidung trug — alles wegen der Beeren —, und weil in der Veranda und im Hause überall Töpfe und Schüsseln mit Saft standen. Herr Doktor Blume war ein alter Herr mit weißem Kopfe und stark verwittertem Gesicht, aus dem ein paar scharfe, helle Augen herausfahen. Er war lang und schmal gebaut und trug eine alte Mütze von prähistorischer Form auf dem Kopfe. Und die Frau Doktor war rundlich und klein, hatte auch weiße Haare, aber rote Backen wie ein junges Mädchen.

Minna! rief die Frau Doktor mit großem Nachdruck ins Haus hinein. Minna, thu schnell eine reine Schürze vor und geh an die Pforte, es kommt Besuch. — Minna stürzte denn auch aus dem Hause und über den Grasplatz, was die Frau Doktor jedesmal ärgerte, was sie aber niemals verhindern konnte, und kam mit einer Karte zurück. Du sollst aber doch nicht über den Grasplatz gehn, rief ihr die Frau Doktor zu. Aber Minna war schon wieder über den Platz hinweg und hielt der Frau Doktor die Karte unter die Augen. Die Frau Doktor hatte ihre Brille nicht bei sich, und der Herr Doktor konnte mit seinen Saftfingern auch nicht zu seinem Kneifer gelangen. — So lies doch, Minna, sagte die Frau Doktor. — Minna las: Drrr, Drrr, Dull, Dullmutter . . . und konnte den Sinn nicht herauskriegen, denn die Karte war mit neumodischen, unleserlichen Schriftzügen geschrieben.

Ach der, sagte der Doktor, Duttmüller aus Holzweißig, mit Visitenkarte und Cylinder! Hum! Na, laßt ihn nur kommen.

Ehe sich jedoch Minna in Bewegung gesetzt hatte, war der kleine Paul — wieder quer über den Grasplatz — davon gestürmt und hatte sich am Wagen aufgestellt und gerufen: Mann, du sollst reinkommen, aber nicht am Saft lecken, das hat Großpapa verboten.

Inzwischen war die Frau Doktor verschwunden, um sich etwas menschlich zu machen, und um im Hause und in der Studierstube zu revidieren, ob nicht vielleicht ein Stiefel dastehe oder ein Kleidungsstück an der Thür hänge, denn der liebe Gustav lebte in solchen Dingen die Bequemlichkeit. Der alte Herr wischte sich die Hände notdürftig ab und ging in Hemdärmeln und der blauen Schürze — wieder über den Grasplatz weg, glücklicherweise sah es die liebe Frau nicht — seinem Gast

entgegen, der von der andern Seite mit schönster Bügelsalbe, weitesten Beinkleidern, Cylinder und brandroten Handschuhen seinen Einzug hielt. Doktor Louis Duttmüller machte seine elegantesten Verbeugungen und hatte sich eine besonders elegante Begrüßungsphrase zurecht gelegt, er kam aber nicht dazu, sie an den Mann zu bringen, denn der alte Herr rief schon von fern mit herzlichem Tone: Sein Sie mir schön willkommen, Herr Kollege. Eine Hand kann ich Ihnen nicht geben, denn wir stecken bis über die Ellenbogen im Beerenfasse. Bitte, Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Es macht nichts, und es ist Ihnen vielleicht lieb zu sehen, wie es in einem Doktorhause auf dem Lande zugeht.

Großpapa, sagte der kleine Paul, warum macht es denn der Mann immer so? — und damit ahmte er Doktor Duttmüllers modernsteife Verbeugungen in nicht gerade beschönigender Weise nach.

Du hältst den Mund, Paul, sagte Großvater streng, sonst giebt es Kloppe. Aber treten Sie doch ein, Herr Doktor.

Der alte Herr machte alles Ernstes Anstalt, in der Veranda zwischen der Fruchtpresse, den Töpfen, Schüsseln und Saftpfüßen für seinen Gast Platz zu schaffen. Als sich dieser jedoch etwas vorsichtig niedersetzen wollte, kehrte ganz entsetzt die Frau Doktor zurück. — Aber Gustav, rief sie, wie kannst du nur den Herrn Doktor in solcher Umgebung zum Sitzen nötigen! Entschuldigen Sie nur, Herr Doktor — Paul, nicht über den Nasen laufen! —, daß Sie es bei uns so unordentlich treffen. Wenn wir gewußt hätten, daß wir heute solchen Besuch kriegen würden! Und in die gute Stube kann ich Sie auch nicht führen. Da liegt alles voll Wäsche. Ach Gott, und da stehn auch meines Mannes Stiefel. Minna, wie kannst du dem Herrn seine Stiefel mitten im Wege stehn lassen. Entschuldigen Sie nur und treten Sie in meines Mannes Studierzimmer. Paulchen, da liegt auch deine Trompete auf der Erde. Es ist zu schrecklich heute bei uns. Bitte, sehen Sie nur ja nicht hin.

Doktor Blume stand dabei in Hemdärmeln und der blauen Küchenschürze, außer stande, den Redefluß seiner lieben Frau zu dämpfen.

Aber Gustav, fuhr sie fort, so spute dich doch und zieh deinen guten Rock an, was soll der Herr Doktor denn von uns denken?

Gustav, der manchmal schon in seinem Leben mit dem Kollegen zusammen in Hemdärmeln und die Schürze vorgebunden gearbeitet hatte, hielt die Sache nicht für sehr eilig, ging aber auf eine neue dringende Aufforderung seiner lieben Frau in die Kammer, wo er pfeifend herumrumorte, bis er, mit einem Rocke zweifelhafter Güte angethan, wieder erschien. Während dessen hatte sich Doktor Duttmüller im Sofa niedergelassen und die Einrichtung des Zimmers gemustert und gefunden, daß es in einer Hofverwalterstube auch nicht viel anders aussehe als beim Landarzte, und Frau Doktor hatte Brot, Butter und einen Teller, der mit köstlichen Würsten hochbeladen war, hingestellt und eine Kollektion von Schnäpsen, die ihre Spezialität waren, hinzugefügt, nicht anders, wie wenn der Gast eine Wildnis von hundert Meilen „durchquert“ hätte und eben in äußerster Erschöpfung angelangt wäre.

Die leibliche Pflege war damit in befriedigender Weise geregelt. Louis Duttmüller war kein Kostverächter, und er würde sichs noch besser haben schmecken lassen, wenn er es nicht für fein gehalten hätte, wenig zu essen. Aber der geistige Austausch wollte nicht recht in Fluß kommen. Da war eine Frage, die der Frau Doktor auf den Lippen lag: Wie haben Sie sich denn in Holzweißig eingerichtet? oder: Wie gefällt es Ihnen denn in unsrer Gegend? aber diese Frage führte auf das Konkurrenzverhältnis zwischen Doktor Duttmüller und ihrem Manne, und das wollte vorsichtig behandelt sein. Sie fragte also: Haben Sie auch schon Beerenwein gemacht? Duttmüller wußte kaum, daß es Beerenwein und einen fundamentalen Unterschied zwischen Johannisbeerwein und Stachelbeerwein gebe. Auch in betreff der Schnäpse zeigte Duttmüller ein nur sehr geringes Verständnis, und so lief der Unterhaltungsfaden ab. Doktor Blume strich sich über den Stoppelbart

und sagte Hum! Hum! und Doktor Duttmüller fuhr mit den Augen im Zimmer umher.

Aber warum essen Sie nicht, Herr Doktor? mahnte die alte Dame, langen Sie zu, ich kann mehr holen.

Jetzt kam die Rede auf den Bau einer Eisenbahn durch das Affethal. Der Herr Doktor zeigte wenig Interesse an der Sache, und es war ihm ganz gleichgiltig, ob die Haltestelle nach Allum oder nach Roderödorf kommen werde. Der alte Herr sagte: Hum! hum! und schwieg, und die alte Dame griff nach ihrem Würststeller. Man brachte das Gespräch auf Personen aus der Gegend, Duttmüller kannte niemand, auf die Tagesereignisse, Duttmüller hatte keine Zeitung gelesen. Der Faden lief ab, Doktor Blume nickte und sagte: Hum! und Frau Doktor griff nach der Flasche. Aber warum trinken Sie denn nicht? Trinken Sie doch einmal aus.

Jetzt blieb nichts übrig als die Frage: Wie haben Sie sich denn in Holzweißig eingewöhnt, und wie gefällt es Ihnen denn in der hiesigen Gegend? Dieser Schlag gab Hl. Louis Duttmüller taute auf und setzte auseinander, daß er eigentlich nicht daran gedacht habe, sich in Holzweißig niederzulassen, und daß er als Schüler von Geheimrat Forstmann geglaubt habe, zu Höherm berufen zu sein. Man habe ihn aber dringend gebeten, und da habe er geglaubt, nicht nein sagen zu sollen. Es sei ja auch nicht ausgeschlossen, daß er später doch noch in eine Univeritätsstadt gehe.

Der alte Herr ließ die Daumen umeinander kreisen und sagte: Hum!

Es sei ja aber auch auf dem Lande möglich, fuhr Duttmüller fort, mit Erfolg zu praktizieren, und es sei merkwürdig, welche Erfolge er schon aufzuweisen habe. Ob denn der Herr Kollege salicylsaures Natron gegen Diphtherie anwende — natrii salicylii 10,0, succuri laquiritii 20,0, aquae destillatae 200,0. Großartig! Er habe damit die bedenklichsten Fälle in zwei Tagen einfach beseitigt.

Na na! sagte der alte Herr.

Wie ich Ihnen sage, Herr Kollege, Belag, Lymphdrüsenanschwellung, Fieber, alles weg!

Wenn das nur nicht am Ende eine bloße Entzündung der angina tonsillaris gewesen ist, erwiderte Doktor Blume. Es kommt vor, daß man so etwas verwechselt. Doktor Duttmüller lehnte mit überlegener Sicherheit ab, daß er sich geirrt haben könnte, und führte genau nach dem Lehrbuch alle Symptome auf, die zu einer wirklichen Diphtherie gehören, und nach denen es keinem Zweifel ausgesetzt sei, daß eine solche vorgelegen habe. Der alte Herr sagte: Hum! hum! und ließ die Daumen kreisen, und die alte Dame griff wieder nach ihrem Würststeller.

Ob denn der Herr Kollege, fuhr Duttmüller, der in sein Fahrwasser gekommen war, fort, schon von der Entdeckung der Doktoren J. Héricourt und Charles Richet Notiz genommen habe, wonach es gelungen sei, Tuberkulose durch das Plasma, das heißt den durch Pressung rohen Muskelfleisches gewonnenen Saft zu heilen?

Wissen Sie, sagte der alte Herr, ich halte von der Erfinderei nicht allzuviel. Ich bin alt genug, erfahren zu haben, alle diese neuen Mittel kommen und gehn mit der Mode. Hat so ein Chemiker oder Professor etwas neues herausgedistilliert, so geht es durch alle Zeitungen, dann ist man entzückt, dann giebt es nichts besseres als das. Und nach ein paar Jahren ist alles wieder mäusehenstill.

Wenn man aber neue Erfindungen nicht unterstützt und exprobt —

Dann geht es auch. Ich ziehe ein gutes altes Hausmittel manchem Medikament mit dem gelehrtesten Namen vor. Und wenn ich im Dorfe eine Frau habe, die das Blut besprechen kann, so fahre ich nicht erst nach Hause, um Kompressen zu holen.

Louis Duttmüller fuhr in die Höhe! Aber Herr Kollege, wo bleibt da die Wissenschaft? rief er.

Wo sie hingehört, im Lehrsaal. Aber hier draußen hat die Praxis das Wort.

Eine gute, das heißt vorsichtige Empirie ist die beste Wissenschaft. Was wissen wir überhaupt? Wir sollten doch unsrer Sache ja nicht allzu sicher sein. Glauben Sie mir, es ist schon viel gewonnen, wenn sich der Arzt, wenn er das Krankenbett verläßt, sagen kann, ich habe keinen Schaden angerichtet. Sie kennen doch Ihren Faust, Herr Kollege? Doktor Duttmüller versicherte es, obwohl er, offen gestanden, von der klassischen Litteratur nur allgemeine Eindrücke übrig behalten hatte. Wie heißt es im Faust, da gleich vorn im Spaziergange? fuhr Doktor Blume fort,

Hier war die Arznei — die Patienten starben,
Und niemand fragte, wer genas.
So haben wir mit höllischen Latwergen
In diesen Thälern, diesen Bergen
Weit schlimmer als die Pest getobt.

Aber das war doch im finstern Mittelalter, sagte Duttmüller.

Mag sein, erwiderte der alte Herr, aber ich kann Ihnen auch moderne Latwergen nennen, mit denen viel Schaden angerichtet ist. Sie haben die große Influenza von 1889 als Arzt nicht mit erlebt, sonst würde Ihnen das Antipyrin vielleicht in nicht angenehmer Erinnerung sein.

Louis Duttmüller fing an, sich zu entrüsten. In der Hand des Pflüchers, sagte er mit Würde, gereicht jedes Mittel zum Schaden. Wenn der wissenschaftlich gebildete Arzt nach den Regeln seiner Kunst verfahren hat, so hat er gethan, was er konnte, und niemand darf ihn verantwortlich machen, wenn das Resultat ein andres ist, als er es gewollt hat.

Sehen Sie, genau dasselbe sagt Wagner auch. Und was sagen die armen Patienten?

Louis Duttmüller erhob sich.

Nein, rief die Frau Doktor Blume, das dürfen Sie uns nicht zuleide thun, daß Sie jetzt schon aufbrechen. Sie müssen zu Abend hier bleiben. Das sind wir nicht anders in unserm Hause gewöhnt.

Aber Louis Duttmüller hielt es für feiner, keinen zu langen Besuch zu machen; auch dachte er mit Sorgen an seinen alten Franz, und daß dieser wieder eigenwillige Anwandlungen gekriegt haben könnte, und so schob er noch einige dringende Besuche vor, die er in Affeborn zu machen habe, nahm seinen Hut und empfahl sich, von den beiden alten Leuten zum Wagen geleitet, wobei die Frau Doktor darauf hielt, daß man um den Grasplatz herum ging. Im Hintergrunde tauchte Paul auf, der seine Hände mit Saft rot gefärbt, die Papierkappe eines Zuckershuts auf den Kopf gesetzt hatte und mit allem Eifer und Ernste dienerte. Doktor Duttmüller ignorierte das und fuhr ab, nachdem der alte Franz begriffen hatte, daß es wieder losgehn sollte.

Blumes kehrten zu ihrer Beerenpresse zurück. Doktor Blume warf seinen Rock in den Winkel und band seine blaue Schürze vor, und Frau Doktor Blume erging sich in längern Betrachtungen, warum der Besuch gerade heute habe kommen müssen, wo man Beeren preßte, und was wohl Doktor Duttmüller davon denken werde, daß es so unordentlich ausgesehen habe. Doktor Blume schien nicht zuzuhören, sondern machte ein nachdenkliches Gesicht und sagte nach einer Weile:

Er wird mir viel Schaden thun. Sich selbst aber noch mehr. Hum!

Auch Doktor Duttmüller war mit dem alten Herrn keineswegs zufrieden. Ihm zuzutrauen, daß er Diphtherie mit einer Entzündung der angina tonsillaris verwechsle, ihm, Louis Duttmüller, dem Schüler des Geheimrat Forstmann! Und dann der Grundsatz: der Arzt müsse vor allem darauf sehen, keinen Schaden anzurichten! Als ob bei dem gegenwärtigen Standpunkte der Therapie davon überhaupt die Rede sein könnte! Und Hausmittel! Die Wissenschaft hat so enorme Fortschritte gemacht, daß es ein Verbrechen sein würde, zu der alten Kurpfuscherei zurückzukehren oder bei ihr zurückzubleiben. Und dann dieser ungezogene Schlingel von Paul. Duttmüller hatte ihn ja nach Gebühr ignoriert, aber er hatte sich doch

über seine Naseweisheiten geärgert. Und besonders ärgerlich war ihm die alte Pastorenkutsche, in der er seinen Besuch gemacht hatte. Sie war doch gar zu wenig geeignet, zu imponieren.

Die „Fälle,“ die er in Affeborn zu erledigen hatte, waren nicht gerade dringlicher Art, ein Masernfall und ein Fall von Bronchialkatarrh. Doktor Blume würde vielleicht in beiden Fällen gar nichts gethan haben, aber Doktor Duttmüller war als moderner und gewissenhafter Arzt bereit, in dem ersten Fall eine Komplikation mit Lungenspitzenkatarrh, Skrofuloide und Augenentzündung zu fürchten, in dem zweiten schon Anzeichen einer Pneumonie zu erkennen, was zu wiederholten Besuchen, Untersuchungen und Rezepten Anlaß gab. Da beide Kranke wohlhabenden Familien angehörten, so konnten die neuesten und besten Mittel — natürlich mit bestem Erfolg — angewandt werden. Auch ließen sich die beiden Besuche so sehr verlängern und so wortreich gestalten, daß es den Anschein gewann, als sei in Affeborn viel zu thun gewesen.

Als Doktor Duttmüller endlich weiterfuhr, neigte sich der Tag dem Ende zu. Wenn man Affeborn verließ, so hatte man vor sich den Bönhardt, an seinem Hange malerisch gelagert Holzweißig und seitlich dahinter zwischen den Hängen des Waldes das Salzwerk Heinrichshall mit seinen hohen Schornsteinen und aufpuffenden, weißen Dampfswolken. Vor den Füßen lag die Aue der Affe. Der Fluß, der einst in starken Biegungen durch die Aue geflossen war, war jetzt gerade gelegt worden; einige der Biegungen, die durch Dämme von dem Flußlaufe abgeschnitten waren, bildeten Teiche, und einer von diesen Teichen, der größte und längste, war es, der Anlaß zu der Gründung der Tote-Affe-Verwertungskompagnie, Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht, gegeben hatte. Als sich Doktor Duttmüller der Aue näherte, stand hinterm Walde ein Gewitter, das sichtlich heraufkommen wollte, und an erwähnter toter Affe war eine Art von Wagenburg aufgefahren, ein uns schon bekannter Bre—ak, ein kleinerer Einspanner und ein Ackerwagen, auf dem eine große Tonne lag. Am Ufer des Teiches gingen einige Männer umher, lebhaft mit den Armen telegraphierend, und an einer andern Stelle lagen mehrere auf dem Haufen. So sah es wenigstens aus der Ferne aus. Als Doktor Duttmüller in seiner Pastorenkutsche näher herankam, wurde mit Eifer gewinkt. Er vermutete also, es handle sich um einen Unglücksfall, stieg aus und befahl seinem kleinen Kutscher, er möge warten.

Aber er hatte sich hierbei der Zustimmung des alten Franz nicht versichert. Der alte Franz war unterwegs schlecht behandelt worden; er hatte Hunger und Durst und sah Stall und Heimat in nächster Nähe vor Augen. Er setzte sich also von selbst in Bewegung und war durch keinen Zügel und kein Rufen zurückzuhalten. Und der Kutscher erreichte weiter nichts, als daß er mit seinen Bemühungen Pferd und Wagen beinahe in den Graben dirigiert hätte.

Währenddessen nahte sich der Doktor der toten Affe. Schon von fern rief man ihm zu: Ho! Doktor Salix, wo zum Teibel stecken Sie denn? Kommen Sie her und verordnen Sie diesem kleinen Renntier etwas Niederschlagendes, denn er regt sich ungebührlich auf und wird nächstens überschnappen.

Gemeint war der kleine Leberecht Wolze, der sich allerdings ganz bedeutend aufgereggt hatte und hin und her sprang, als wenn der Boden unter seinen Füßen eine heiße Platte gewesen wäre. — Es ist auch aller Grund vorhanden, sich aufzuregen, rief er. Doktor, hören Sie zu. Sie erinnern sich unsers Unternehmens, die tote Affe merkantil auszubeuten. Ich muß jedoch zuvor bemerken —

Lassen Sie Ihre Vorbemerkungen, schaltete Larisch ein.

Ich muß zuvor bemerken, daß dieser Larisch sich den Schein gegeben hat, als wäre er Autorität in der Karpfensfischerei. Niemand konnte klüger davon reden als er. Und jetzt — ich bitte Sie, sehen Sie sich diesen Unsinn einmal an. Das nennt dieser Larisch Karpfen fangen! Ich bitte Sie, sehen Sie sich das als unparteiischer Mann einmal an, und sagen Sie mir, ob so etwas überhaupt möglich ist.

Na, was denn? Unser Netz ist doch in Ordnung.

Aber nichts drin. Werden Sie mir es glauben, Doktor, seit drei Stunden arbeiten wir hier im Schweiß unserer Angesichts —

Das heißt er mit dem Maule, fügte Larisch ein.

— und was haben wir gemacht? Erst haben wir von links angefangen und die Karpfen in die rechte Ecke getrieben, und dann haben wir von rechts angefangen und sie in die linke Ecke getrieben, ohne sie zu kriegen.

Was ist da zu machen, fragte Larisch? Sagen Sie, Doktor, was ist da zu machen?

Der Doktor legte den Knopf seines Schirmes an die Lippen und machte ein ernst-nachdenkliches Gesicht, er wußte es aber auch nicht.

Und da soll ich mich nicht aufregen? fuhr Volze fort. Nicht allein, daß ich meine Beitragssumme gezahlt habe, ich habe auch als Mitglied des Aufsichtsrats nicht allein die Befugnis, sondern auch die Verpflichtung, darauf zu achten, daß das Gesellschaftsvermögen nicht verschleudert wird.

Da hören Sie es ja, sagte Larisch, daß dieser kleine Volze für Ihre Kunst reif ist. Geben Sie ihm eine Lizenz, das wird ihn beruhigen.

Und was haben wir gefangen? fuhr Volze fort, sehen Sie hier — er führte den Doktor an einen Kübel und stellte sich in hochtragischer Haltung daneben — drei Weißfische und einen Frosch! Und dazu haben wir eine Gesellschaft gegründet, Statuten beraten, Wasserluxe ausgegeben, Pacht gezahlt und drei Stunden gearbeitet, um drei Weißfische und einen Frosch! — Volze rang die Hände.

Er hat natürlich, meinte Larisch, seiner Frau versprochen, Karpfen mitzubringen, und nun giebt es keine. Da ängstigt er sich.

Haben Sie das nicht?

Gott bewahre. Wenn meine Frau Karpfen essen will, mag sie sich selber welche kaufen. Ich verzehre meine Karpfen außer dem Hause. Und ich hatte heute schon meinen Karpfenmagen eingehängt. Sie nicht, Scholz?

Bernhard Scholz legte seinen Mund in zierliche Falten, um eine verbindliche Antwort zu geben, er kam aber nicht dazu, denn das Gewitter war inzwischen heraufgekommen, und es that einen kräftigen Donner Schlag. Man mußte sich also, wenn man nicht naß werden wollte, zur Heimkehr rüsten. Das Netz wurde von den Arbeitern auf den Ackerwagen geladen, und die andern wandten sich ihrem Breaß zu. Duttmüller aber sah zu seinem tiefen Verdrusse, daß sein Wagen richtig wieder weggefahren war, ließ sich aber nichts merken und that so, als wenn er ihn nach Hause geschickt hätte.

Kommt Sie mal her, Doktor, sagte der Braumeister, gucket Sie, was i Ihne mitbracht hab. Se müsse doch e Wägele habe. Mit so enne Karre, als Se vorhin ghabt habn, könnnet Se doch net anständigereis fahre. Was sollet denn Ihre Patientn darvon denke? Gucket Se emal her; en Wägele, elegant sei, und fast noch neu. Dees ischt ebbes für Se.

Der Wagen, den der Braumeister jetzt vorführte, war wirklich sehr nett. Ein Zweifiß mit blanken Laternen und holzfarbnen Rädern, und davor ein zierlicher Schimmel, Halbponie, unter einem schmucken Geschirr.

Das ischt doch e Staat, fuhr Göckel fort. Net? Wie für Se gschaffe; und alles in allem koschtets no net emal tausend Mark.

Aber Herr Göckel, sagte Doktor Duttmüller, der den Wagen gar zu gern gehabt hätte, Sie wissen doch, daß ich nicht die Mittel habe, einen solchen Wagen zu kaufen.

Domms Zeig, wer hat denn gesagt, Se sollet das Wägele glei bezahle? Ich habß von Aaron Hirsch kauft, und Se bezahlens mir, wenn Se' s Geld zu habet. Abgmacht!

Herr Göckel, Sie sind sehr liebenswürdig, aber ich weiß nicht, ob ich es annehmen darf. — Duttmüller erinnerte sich des Schlusses des mütterlichen Briefes:

Das aber bitte ich mir aus, daß es mit Braumeisters Laura nun ein Ende hat. Es war doch zu fatal, von der Mutter Geld nehmen zu müssen mit dem stillen Versprechen, Braumeisters Laura laufen zu lassen, und vom Braumeister den Wagen anzunehmen unter der Voraussetzung, seine Laura nicht laufen zu lassen.

Larifari, sagte der Braumeister, wer will Ihne denn verbiete, das Wägele zu kaufe? Aber steige Se ei, es wird gleich losgehn.

Duttmüller stieg ein — in den Wagen, der sein Wagen sein konnte. Es bedurfte dazu nur eines einzigen Wortes. Was war es für eine schöne Sache, einen eignen Wagen unter sich zu haben, nachdem man sein Leben lang kaum einmal eine Droschke genommen hatte. Und wie konnte man sich in diesen Wagen zurücklegen, wenn man mit ernst-nachdenklicher Miene von Patient zu Patient fuhr. Und wie vorteilhaft müßte sich dabei ein kleiner Kutscher in Livree ausnehmen.

Wenn Se sich net entschließe könne, sagte der Braumeister, dann überlege Se sich halt die Sach. Ich laß Ihne das Wägele da.

Jetzt kam das Gewitter über den Berg herüber, und die Wagenkolonne setzte sich in Trab, wie eine englische Truppe, die „nach rückwärts Deckung nimmt.“ Man kam auch glücklich im Hofe des Braunen Bären an, ehe der Guß begann. Happich stand, die halblange Pfeife in der Hand, unter dem Überdache seiner Treppe und begrüßte seine Gäste.

Sie alter Besenbinder, rief Larisch, jetzt wollen Sie uns wohl auslachen, weil wir den ganzen Tag gefischt und nichts gefangen haben?

Dieses nicht, meine Herren, entgegnete Happich. Aber wenn Sie Karpfen essen wollen, die können Sie bei mir bekommen.

Karpfen?

So viel Sie wollen, schön und ganz frisch.

O, Sie Jesuwitter! rief Larisch, Sie haben gewiß so eine kleine Vorübung gemacht und den Teich abgefischt, ehe wir kamen.

Was denken Sie, Herr Larisch, erwiderte Happich mit der Miene der gekränkten Unschuld; ich habe gar kein Neg, wie ich mit gutem Gewissen behaupten kann. — Aber daß oben hinterm Schranke ein paar Angeln steckten, das sagte er nicht, auch nicht, woher er die Fische habe. Und die andern fragten nicht danach, genug, daß man Karpfen zum Abendessen haben konnte.

Inzwischen war Zeit und Gelegenheit gegeben, im Hinterzimmer Happichs eine Sitzung der Gesellschaft abzuhalten. Man setzte sich also um den Tisch. Herr Bolze legte die Akten, die er in Form eines Bündels Papiere bei sich trug, auf den Tisch des Hauses nieder, zog seinen Bleistift und stellte als Historiograph der Gesellschaft erst einmal den geschichtlichen Zusammenhang her. — Meine Herren, begann er, nachdem am vierzehnten des vorigen Monats — und wir dürfen diesen Tag einen glücklichen nennen — ins Auge gefaßt worden war, die tote Affe merkantil auszubeuten, nachdem darauf in der denkwürdigen Sitzung auf der hiesigen Regelbahn — die Herren erinnern sich des schönen Verlaufs dieses Abends — die Konstituierung der Gesellschaft vollzogen worden war, nachdem auch mit dem Fischermeister Hofmann zu Alkum ein Vertrag abgeschlossen war, daß gegen Zahlung von zwanzig Mark das Ausbeutungsrecht der toten Affe auf die mehrgedachte Gesellschaft für ein Jahr übergehn solle, nachdem ferner —

Na, nun kommen Sie aber, bitte, zu Stuhle, Bolze, sagte Larisch, Sie reden heute wieder Bandwürmer.

Ich sage, fuhr Bolze unbeirrt fort, nachdem auch vor acht Tagen der Beschluß gefaßt war, die tote Affe mittels eines Schleppnetzes auszufischen, haben wir am heutigen Tage den Beschluß ausgeführt. Mit welchem Erfolge — und wer hätte nicht das günstigste von dem Unternehmen gehofft — ist Ihnen bekannt. Drei Weißfische und ein Frosch.

Ganz richtig, sagte Larisch, für jeden von uns ein Fisch, und für Sie der Frosch.

O, glauben Sie nicht, Larisch, durch Witz die Aufmerksamkeit von der Thatsache ablenken zu können, daß der Grund des Mißerfolgs in den verfehlten Maßnahmen der Leitung gelegen ist, einer Leitung, die sich der Größe der Aufgabe nicht gewachsen gezeigt hat. Denn nicht allein, daß die Manipulationen mit dem Netze einfach lächerlich waren und den simpelsten Fischer zu dem Ausrufe: risum teneatis, amici, bewegt haben würden, es ist mit Netzen überhaupt nicht möglich, die tote Aflse auszuffischen.

Wort entzogen, rief Larisch. Braumeister, bringen Sie doch diesen Quasselhans einmal auf seinen Stuhl und zur Ruhe.

Der Braumeister faßte Bolze beim Rockschöße und zog ihn auf seinen Stuhl nieder, aber Bolze fuhr mit den Armen in die Luft. — Meine Herren, rief er, ich lasse mir das Wort nicht entziehen. Wie können Sie mir das Wort entziehen wollen? Ich habe Interessen zu vertreten, nicht allein die meinigen, sondern auch die der Aktionäre, die vertrauensvoll ihr Geld in unsre Hände gelegt haben.

Ach was, Bolzele, sagte der Braumeister, seins net u'gmietlich. Sagens lieber, wies ein andermal besser gemacht werden soll.

Aber bitte, ohne Einleitung, fügte Larisch hinzu.

Ich würde, sagte Bolze, zunächst den Teich an seiner dünnsten Stelle, das heißt da, wo das viele Rohr wächst, durch einen Damm in zwei Hälften teilen. Dann können uns die Karpfen nicht aus einem Teil in den andern entwischen. Was sagen Sie dazu, meine Herren?

Bernhard Scholz legte den Mund spitz und stand nicht an, diese Idee als eine überaus glückliche zu bezeichnen. Freilich stellte sich bei Erwägung der Kostenfrage heraus, daß die Sache ziemlich teuer werden würde.

Oder ich würde, fuhr Bolze fort, den Teich ablassen. Ich würde einen Graben graben, der das Wasser des Teiches aufnähme, und den Graben weiter unten in die Aflse führen. — Auch hiergegen erhoben sich Bedenken, ob nämlich das Wasser auch abfließen würde. Man wandte sich an Doktor Duttmüller als Mann der Wissenschaft. Der wußte es aber auch nicht und verkleidete diesen Mangel durch einige Gemeinplätze über das Gesetz von den kommunizierenden Röhren. Und dann die Kosten!

Ich will Ihnen sagen, was wir machen, bemerkte jetzt Larisch, wir pumpen das Loch aus. Wir stellen eine Feuerspritze daneben, und dann sollte es doch mit dem Teufel zugehn, wenn wir nicht das bisschen Wasser rauskriegen.

Dieser Vorschlag machte großen Eindruck. Natürlich waren die Karpfen geliefert, wenn man ihnen das Wasser weggepumpt hatte. Ob das freilich eine Feuerspritze fertig bringen werde, erschien fraglich. Aber was hinderte es, eine Lokomobile aufzustellen? Mit ein paar Zentnern Kohle pumpt man den Teich leer, und dann langt man sich seine Karpfen heraus. Dieser Gedanke erweckte eine große Begeisterung und stellte die Einigkeit in der Gesellschaft wieder her. Man votierte also, daß erstens eine Lokomobile gemietet werden, daß diese zweitens an die tote Aflse gefahren werden solle, und daß drittens zur Deckung der Kosten pro Anteilschein fünf Mark eingefordert werden sollten. Der Herr Braumeister als Sachverständiger in Dampfmaschinenangelegenheiten wurde mit der Ausführung dieses Beschlusses beauftragt. B. g. u. die Anwesenden.

Soweit war die Sache gediehen, als Happich mit der vertraulichen Meldung erschien, wenn die Herren jetzt ihre Karpfen essen wollten, seinetwegen stehe nichts entgegen. Natürlich wollten die Herren ihre Karpfen essen; sie setzten sich um so größerer Befriedigung zu Tisch, als sie durch weise Beschlüsse ihr Unternehmen neu begründet und damit sichere Ansprüche auf Karpfen gewonnen hatten. Bolze wollte diesen Empfindungen durch eine Tischrede Ausdruck geben, aber er stieß auf geschlossenen Widerstand. Man verbat sich jegliche Störung. Wenn er, Bolze, seinen Karpfen kalt werden lassen wolle, so möge er es thun, sie thäten nicht mit.

Zum Fische gehörte natürlich auch Wein. Und Happich stellte mit geheimnisvollem Lächeln einen Hattenheimer auf den Tisch, der in der ganzen Gegend berühmter sei. Er hatte in der That die von den Herren Landwirten geliebte Eigenschaft, daß er den Kopf schnell heiß machte, und kostete, ein Zeichen seiner Güte, zwei Mark fünfzig. Daß ihn Happich mit sechzig Pfennigen gekauft und damit reichlich bezahlt hatte, verschwieg er. Es dauerte auch nicht lange, so that der Wein seine Wirkung. Die Gesellschaft zur Ausbeutung der toten Afse wurde sehr lebendig, und Lebrecht Bolze hielt endlose Reden.

Im Vorderzimmer saßen die Holzweißiger Landwirte und horchten auf den Lärm. Was ist denn los da drin? fragte Fritz Poplitz.

Es sind die Braunsfelder Herren, erwiderte Happich mit Wichtigkeit, sie verzehren ihre Karpfen.

Die sie noch nicht gefangen haben. So dumm! Dies war das Thema, bei dem sich das Gespräch für die nächste Stunde festlegte, und dessen Resultat war: Niemand sei so dumm wie ein Städter.

Als die Braunsfelder Herren am späten Abend aufbrachen, geschah es in etwas tumultuarischer Weise. Man wollte sich von Doktor Saliz verabschieden, dieser aber war nirgends zu sehen, bis man ihn endlich in Happichs Wohnzimmer fand, wo er Dorchens Anweisungen gab, was bei unvermuteten Unglücksfällen in seiner Abwesenheit zu geschehn habe. Dabei hatte er sie väterlich unter das Kinn gegriffen, und Dorchens hatte es sich gern gefallen lassen. Der Braumeister, der die Gruppe sah, machte ein beträchtlich langes Gesicht und gelobte sich, aufzupassen. Aber den Doktorwagen ließ er jetzt erst recht zurück.

Die Fahrt im Break in der kühlen Nachtluft trug zur Abkühlung der Gemüter das nötige bei. Man zog Fazit und fand, daß der Abend zwar sehr genüßreich gewesen sei, daß man aber die Karpfen so teuer bezahlt habe wie im ersten Hotel in Braunsfeld, und daß der Wein unter aller Würde gewesen sei.

So'n verdammter Jesuwiter von Gastrat, grollte Larisch, und die Karpfen hat er uns doch gestohlen, darauf lasse ich mich fressen.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Weisen aus dem Morgenlande. Im Rheinischen Museum (1900) hatte der berühmte Bonner Religionsforscher Hermann Usener von analogen Erscheinungen erzählt, die beim Tode großer Männer des Altertums berichtet sind, wie es die Sonnenfinsternis beim Tode Christi nach den Evangelien ist. Usener hatte, selbstverständlich ohne Kritik an dem Wunder des Evangeliums zu üben, bei dem nur die Übereinstimmung mit der alten Volksvorstellung konstatiert ist, zahlreiche von Homer bis zum Grammatiker Servius gemeldete Sonnenfinsternisse beim Tode neuer Herrscher großer Reiche oder von Errettern von Völkern aufgezählt; Cäsars, Nervas aber auch Serpedons (bei Homer) und des Philosophen Carneades Tod soll solche Erscheinungen aufgewiesen haben. Aber gerade wie die Sonnenfinsternis dem Erlöschen einer großen Seele beigeordnet ist, so kündigt ein Stern ihre Geburt an; der Stern gehört zu den festen sich immer wieder einstellenden mythologischen Motiven in diesen Fällen. Von Mithradates dem Großen heißt es bei Justinus, „sowohl an dem Tage seiner Geburt wie an dem seines Regierungsantritts begann ein Komet mit solchem Feuer zu leuchten, daß der ganze Himmel in Flammen zu stehn schien.“ Der Komet, der bei den Leichenspielen Julius Cäsars sieben Tage leuchtete, wurde auch als Wahrzeichen der künftigen Größe des Augustus angesehen. Servius bemerkt zur Aeneide Vergils, daß dem Aneas der Morgenstern